

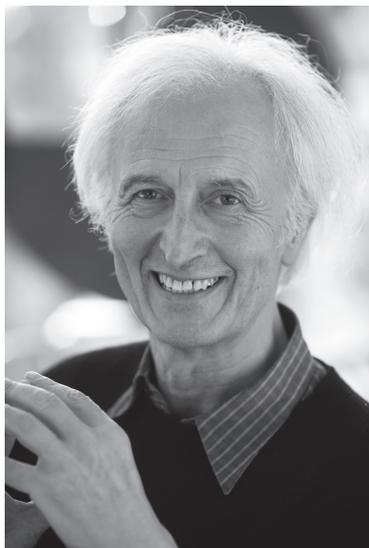
Preisträger des Berichtsjahres 2012

Die **Lichtenberg-Medaille 2012** wurde Herrn **Helmut Schwarz**, Berlin, in Anerkennung seiner herausragenden Beiträge zur theoretisch- und metall-organischen Chemie, insbesondere zum Verständnis der katalytischen Aktivierung chemischer Bindungen durch Metalloxidionen in der Gasphase verliehen.

**Wahrheit an sich ist kostbar,
kostbarer aber noch die Fertigkeit, sie zu finden.
Warum es ohne Personalförderung keine erstklassige
Grundlagenforschung geben kann**

(Festvortrag in der öffentlichen Sondersitzung am 11. Mai 2012)

HELMUT SCHWARZ



Helmut Schwarz, Professor der Chemie an der Technischen Universität Berlin, K. Mitglied der Göttinger Akademie seit 1997, Träger der Lichtenberg-Medaille 2012

Präsident Tangermann,
Vizepräsident Schönhammer,
Frau Präsidentin Beisiegel,
Mitglieder der Akademie,
Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren!

Mit der Verleihung der Lichtenberg-Medaille der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen erfahre ich eine Ehrung, mit der ich nie gerechnet habe. Göttinger Institutionen haben mich in den vergangenen zwei Jahrzehnten überhaupt über alle Maßen ausgezeichnet, indem sie mir beispielsweise Gelegenheit gaben, regelmäßig über meine eigenen Forschungsergebnisse vortragen zu dürfen, zuletzt vor wenigen Jahren auf Frau Nehers X-Lab Science Festival und schließlich im Rahmen einer öffentlichen, von Norbert

Elsner organisierten Vorlesungsreihe der Göttinger Akademie zum Thema „*Bilderwelten*“.

Heute wird meine Freude dadurch vergrößert, dass mir erlaubt wurde, in meiner Dankesrede einmal nicht über ein wissenschaftliches Thema zu sprechen, sondern zwei eng miteinander verknüpfte Fragen zu behandeln, Fragen, die auch mich seit einiger Zeit beschäftigen: Personalförderung und Grundlagenforschung.

Sprechen werde ich dabei weniger als Chemiker, sondern vor allem als Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung, einer öffentlichen Stiftung privaten Rechts, die seit nun bald 60 Jahren der individuellen Förderung von exzellenten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus aller Welt dient.

Ideengeber für unsere Arbeit ist der große Alexander von Humboldt, der gleichfalls Mitglied der Göttinger Akademie war. Das Universalgenie Humboldt bleibt uns Vorbild schon allein aufgrund seiner nahezu beispiellosen wissenschaftlichen Leistung. Zeitlos gültige Maßstäbe hat er gesetzt, die das Verständnis von Forschung bis heute prägen. Humboldt war aber auch ein Kosmopolit und Humanist ohne seinesgleichen, eine Person, die die Ideale der Französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ niemals verriet. Nationalistische Strömungen und Xenophobie hat er öffentlich ebenso klar und mutig verurteilt wie alle Pamphlete über die Ungleichheit der Rassen, die in den Köpfen vieler seiner – auch prominenten – Zeitgenossen so unverrückbar verankert waren. Seinem Beispiel folgend hängt auch die nach ihm benannte Stiftung keiner Ideologie an und lässt sich von politischen Strömungen oder auch von unseren ministeriellen Zuwendungsgebern weder instrumentalisieren noch beeinflussen. Gleichwohl fühlt sich die Stiftung einer Idee, einem Traum – oder gar einer Utopie? – verpflichtet: der des Friedens unter den Völkern und der friedlichen Entwicklung der Menschheit. Wir haben seit der Gründung der Stiftung am 10. Dezember 1953 immer wieder erfahren, dass durch wissenschaftlichen Dialog tatsächlich Grenzen, und nicht nur die sprichwörtlichen Mauern, überwunden werden konnten. Wissenschaft wurde von der Humboldt-Stiftung als eine Diplomatie des Vertrauens verstanden, und die von uns geförderten Personen bilden zusammen mit ihren deutschen Partnern ein weltweites Netzwerk des Vertrauens.

Auch darin folgen wir dem Beispiel Humboldts, der selber ein leidenschaftlicher und engagierter „Netzwerker“ war. Er hat nicht nur Kontakte zu mehr als 2500 Wissenschaftlern und Persönlichkeiten in Europa und Übersee geknüpft und sein persönliches Netzwerk mit gut 50.000 handgeschriebenen Briefen mit Leben erfüllt. Mehr noch: Dauernd war Hum-

boldt bemüht, neue Bekanntschaften auch zwischen den Mitgliedern seines Netzwerks zu knüpfen und vor allem: junge Talente materiell und ideell zu unterstützen, sie zu ermutigen, so dass ihnen auf ihren Wegen in die Wissenschaft jenes Scheitern erspart bleiben möge, das Lichtenberg in seinen *Sudelbüchern* mit dem Eintrag beschrieb: „Ich habe den Weg zur Wissenschaft gemacht wie Hunde, die mit ihren Herren spazieren gehen; hundertmal dasselbe vorwärts und rückwärts – und als ich ankam, war ich müde“.

Dass Begegnungen mit Menschen für Lebensläufe und Karrieren häufig eine Initialzündung darstellen können, das hat Alexander von Humboldt in seiner Jugend an sich selbst erfahren, nicht zuletzt durch seine Begegnung mit Georg Christoph Lichtenberg, der an der Göttinger Universität ein knappes Jahr Humboldts akademischer Lehrer war. Ein Glücksfall! Denn als der 19-jährige Humboldt im Frühjahr 1789 an die Georg-August-Universität kam, stand er an einem entscheidenden Punkt seiner persönlichen Entwicklung. Obwohl Humboldt durch Geburt zur gesellschaftlichen Oberschicht in Berlin gehörte und mit vielen Privilegien, darunter auch einem stattlichen Vermögen, ausgestattet war, war ihm seine einzigartige Karriere keineswegs in die Wiege gelegt. Im Gegenteil: In den Augen seiner gefühls- und herzenskalten Mutter war Alexander der weniger begabte Sohn, und dies nicht zufällig: Denn während sein Bruder Wilhelm schon früh durch seine Lehrer mit Theologie, Philosophie und alten Sprachen vertraut gemacht wurde und er an diesen Fächern Freude hatte, wollten sich die Talente des um zwei Jahre jüngeren Alexander zunächst gar nicht entfalten. Als Kind hatte er Mühe, dem einfachsten Unterricht zu folgen; lieber verbrachte er seine Zeit mit Zeichnen und Malen. Kein Wunder, dass der brillante Wilhelm von seinen Eltern deutlich bevorzugt und für ein höheres Staatsamt als geeignet angesehen wurde, während für den unscheinbar wirkenden Alexander die weniger glänzende Laufbahn im preußischen Verwaltungsapparat als angemessen erschien. Also, Volkswirtschaftslehre wurde dem gerade einmal 13-Jährigen von einem Privatlehrer beigebracht, ohne jedoch das Interesse des jungen Alexander zu wecken. In den Naturwissenschaften wurde er – zu dieser Zeit ziemlich typisch – überhaupt nicht unterrichtet.

Die ersten, ihn geistig wirklich anregenden Kontakte knüpfte Humboldt im Alter von 16 Jahren, als er in das Haus und den Salon von Marcus Herz eingeführt wurde. Der jüdische Arzt und seine um 17 Jahre jüngere Frau Henriette bildeten mit wenigen Freunden eine kleine intellektuelle Elite im ansonsten eher provinziellen Berlin des späten 18. Jahrhunderts. In diesem

Salon kamen die Humboldt-Brüder in Berührung mit den wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Ideen ihrer Zeit.

Marcus Herz selber hielt in seinem Salon aber auch Vorlesungen über Physik, und er scheute sich nicht, seinem illustren Publikum seine Thesen mit bemerkenswerten Experimenten zu illustrieren. Für den jungen Alexander öffnete sich eine neue Welt – er beschloss, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Nach einem weiteren Jahr ungeliebter volkswirtschaftlicher Studien in Frankfurt an der Oder begann er als Autodidakt, seinen Traum zu verwirklichen. Innerhalb eines Jahres entdeckte er seine Leidenschaft für die Botanik. Gerade nämlich hatte einer der Pioniere auf diesem Gebiet, der erst 22-jährige Karl Ludwig Willdenow, eine „Flora von Berlin“ veröffentlicht. Alexander freundete sich mit Willdenow an, und schon bald gehörten das Sammeln und Klassifizieren von Pflanzen aus dem Tegeler Park zu Humboldts Lieblingsbeschäftigungen. Weiterhin Altgriechisch zu büffeln, wie von der Mutter verlangt, erschien ihm hingegen wie eine Totenpflege. Stattdessen die Pflanzenwelt ferner und exotischer Länder zu sehen und diese zu erforschen, dies war Humboldts Traum und Wunsch geworden.

Mit diesen und anderen vagen Plänen, mit Hoffnungen und Wünschen im Kopf und im Herzen, folgte Alexander im Frühjahr 1789 seinem Bruder Wilhelm an die Universität Göttingen. Und hier, in Göttingen, wo er sich am 25. April desselben Jahres immatrikulierte, machte der junge Alexander wegweisende Bekanntschaften. Hier traf er Georg Forster, großes und bewundertes Vorbild als Entdecker, Forschungsreisender, Wissenschaftler und Humanist. Von Metternich hingegen, der sich zu der Zeit in Göttingen aufhielt, soll Humboldt kaum Notiz genommen haben.

In Göttingen erhielt Humboldt aber endlich auch entscheidende Impulse aus der Universität selbst – man könnte sagen: hier hat er sich mit dem akademischen System, das ihm bislang wenig zu geben vermochte, ausgesöhnt. Denn hier lehrte Georg Christoph Lichtenberg.

Lichtenbergs Kolleg machte die Hörer vertraut mit Mathematik und Experimentalphysik, mit Geodäsie, Meteorologie, Astronomie oder Chemie, vieles unterstützt durch erhellende Experimente.

Von Lichtenberg also erhielt Humboldt nicht weniger als das akademische Rüstzeug, das er benötigte, um verschiedenste Naturphänomene zu erkennen, sie zu beschreiben, zu verstehen und sie dann in einen größeren Zusammenhang einzuordnen.

Natürlich hätte Humboldt auch ohne wissenschaftlichen Sachverstand seine grandiosen Reisepläne in die Tat umsetzen können. Denn er war nicht nur jung und entschlossen, sondern zu diesem Zeitpunkt auch noch

recht vermögend und materiell unabhängig. Aber Lehrer wie Lichtenberg oder Forster entzündeten in ihm die Leidenschaft, seine Talente voll zu entwickeln, so dass Humboldt später aus seiner mehrjährigen Reise durch Amerika jenen Nutzen ziehen konnte, der die Wissenschaft seiner Zeit völlig verändern sollte.

Folglich überrascht es nicht, dass Humboldt seinem Lehrer Lichtenberg am 3. Oktober 1790 in Dankbarkeit jene berühmt gewordenen Worte schrieb: „Ich achte nicht bloß auf die Summe positiver Erkenntnisse, die ich Ihrem Vortrage entlehnte – mehr aber auf die allgemeine Richtung, die mein Ideengang unter Ihrer Leitung nahm. *Wahrheit an sich ist kostbar, kostbarer noch die Fertigkeit, sie zu finden.*“

Humboldt hat aus den Schlüsselbegegnungen in seiner Jugend aber nicht nur für sich selber gelernt, er hat lebenslang sein Wissen und seine Weisheit an andere weitergegeben. Ferner, wie sein Biograph Douglas Botting schreibt, gab es in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa nur wenige bedeutende Wissenschaftler, die Humboldt zu Beginn ihrer Karriere nicht gefördert hatte. Humboldt hatte erkannt, dass Ermutigung und Unterstützung – im richtigen Moment gegeben – dem Leben eines jungen Forschers die entscheidende Wende geben können.

Humboldts Geist lebendig halten, heißt, seinem Beispiel folgen. Für die Alexander von Humboldt-Stiftung ist diese Überzeugung nun seit fast 60 Jahren Leitgedanke. Wir fördern Spitzenwissenschaftler unterschiedlicher Karrierestufen, von jüngeren, gerade promovierten bis hin zu den Stars der internationalen Wissenschaftsszene. Allen unseren Geförderten bringen wir vor allem Vertrauen entgegen, Vertrauen in ihre Fähigkeiten und ihr Potential.

Jährlich verleihen wir ca. 600 Forschungsstipendien und, je nach Budget, etwa 100 Forschungspreise an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt. Auswahlkriterium ist allein die individuelle Qualifikation – sie muss über jeden Zweifel erhaben und die Kandidaten müssen einfach exzellent sein! Länder- oder Fächerquoten gibt es nicht, und auch die Fragen nach Geschlecht, Religion oder Alter interessieren uns kaum. Wie in einer guten Akademie, so gelten auch bei unseren Entscheidungen ausschließlich meritokratische Prinzipien. Was die Humboldt-Stiftung darüber hinaus in besonderer, wenn nicht einzigartiger Weise auszeichnet, ist der intensive Nachkontakt mit unseren Alumni. Wir fördern Personen und keine Projekte, und wir begleiten den einzelnen Forscher ein Leben lang nach dem simplen Motto: „Einmal Humboldtianer, immer Humboldtianer“. Auf diese Weise ist in knapp 60 Jahren ein Netzwerk entstanden, das mittlerweile über 25.000 Humboldtianer in ca. 135 Ländern um-

fasst. Humboldtianer sind erstrangige Botschafter für Deutschland, sie sind Brückenbauer zwischen Nationen und Kulturen. Über die Wissenschafts- und Forschungslandschaften hinaus wirkt die Stiftung durch ihre Alumni direkt in die Zivilgesellschaften vieler Länder hinein. Humboldtianer üben wichtige, zentrale Funktionen auf gesellschaftlicher wie auf politischer Ebene aus – sei es als Staatspräsidenten, Minister, Berater von Regierungen, als Botschafter, Verfassungsrichter, usw. Zu unseren Geförderten gehören Field- oder Abel-Medaillisten, ferner 49 Nobelpreisträger – und die meisten Laureaten wurden von der Stiftung „entdeckt“, viele Jahre bevor sie der berühmte Anruf aus Stockholm erreichte.

Was Humboldtianerinnen und Humboldtianer außerdem auszeichnet, ist eben jene „*Fertigkeit, die Wahrheit zu finden*“, von der Humboldt in seinem Brief an Lichtenberg sprach – und gleichzeitig der Wille, darin immer noch besser zu werden. Dies möchte die Humboldt-Stiftung mit ihrer Förderung ermöglichen.

Und deshalb schaffen wir für die von uns Geförderten Freiräume, verstehen uns als Mittler, als Katalysator, helfen den Stipendiaten, in Deutschland mit jenen Kolleginnen und Kollegen zusammenzuarbeiten, die junge, begabte und motivierte Gäste in ihrer Entwicklung unterstützen und ihnen helfen möchten, jene „*Fertigkeiten*“, von denen Humboldt schrieb, zu erwerben und sie noch besser zu nutzen. Individuelle Förderung ist nach unserer Erfahrung die sinnvollste und nachhaltigste wirkende Investition, damit Wissenschaft gedeihen kann.

Was den Charakter von Forschern – und zwar einer jeden Altersgruppe – auszeichnet, sind eine ungebrochene Neugier auf wirklich Unentdecktes, das unablässige Suchen nach Methoden, die helfen, Schneisen ins Unbekannte zu schlagen. Am Anfang steht dabei nicht selten bloß eine vage Idee, gelegentlich nur eine Vermutung, die auf den ersten Blick riskant oder gar abwegig erscheinen mag. Aber: es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, dass entscheidende Durchbrüche in der Wissenschaft ausnahmslos einer letztlich nicht planbaren Kombination von Kreativität, Intelligenz, Neugierde, Ausdauer und Zufall zu verdanken sind und dass hinter den großen Entdeckungen oder Erfindungen meistens die Leidenschaft *einzelner* Personen steckt, Personen, die, ähnlich Verliebten, kaum in der Lage sind, ihre Passion für die Wissenschaft überzeugend zu erklären, die zwar für ihre Sache brennen, aber auch mit in sich versunkenen Blicken durch die Korridore ihrer Institute laufen, gedankenverloren eine Bibliothek aufsuchen, mit seltsamem Lächeln in Cafés vor ihren Tischen sitzen, mitten in der Nacht aus ihren Betten springen, um einen Gedanken niederzuschreiben, eine Nachricht zu versenden oder dem Zauberklang einer Mozart-Sonate

nachhängend ganz einfach in den Sternenhimmel starren: träumend, sinnierend, und vielleicht einer Spur zu folgen scheinen, an deren Route es keine Wegweiser gibt, die zum Erkenntnis-Gipfel weisen.

Wir in der Stiftung vertreten deshalb entschieden den Standpunkt: Wer Spitzenforschung fördern will, sollte bei Personen beginnen – und nicht bei einem Projekt.

Alexander von Humboldt hat diese Erkenntnis ganz einfach formuliert, indem er festhielt: „Sachen können ohne Personen und die sie leitenden Triebfedern nicht gedacht werden.“

Und auch Lichtenberg hat die grundlegende Rolle des Individuums für die Entwicklung der Wissenschaft erkannt; in einem seiner *Sudelbücher* heißt es:

„Ein gewisses großes Genie fängt aus einem besonder[e]n Hang an, eine Verrichtung vorzüglich zu treiben. Weil es schwer war, so wird er bewundert, andere reizt dieses. Nun demonstriert man den Nutzen dieser Beschäftigungen. So entstehen Wissenschaften.“

Ich komme nochmals auf Humboldts Brief an Lichtenberg zurück: Humboldt bringt darin deutlich zum Ausdruck, dass er zwar aus dem Inhalt von Lichtenbergs Vorlesungen großen Nutzen gezogen, er aber noch mehr von den „Fertigkeiten“, den vermittelten Methoden und Denkweisen, profitiert habe. Tatsächlich ist die *Fähigkeit*, Grundlagenforschung auf hohem Niveau zu betreiben, für die Wissenschaft an vielen Stellen mindestens ebenso zentral wie das Ergebnis selbst.

Aber weil das Ziel von Grundlagenforschung zunächst einmal bloß im besseren Verstehen ihres Forschungsgegenstandes liegt, sie Zeit beansprucht und Geld kostet, sie nicht auf Abruf marktreife Produkte liefern kann, ist Grundlagenforschung zusehends einem Rechtfertigungsdruck ausgesetzt, sie ist verwundbar geworden, und sie hat es zunehmend schwer, sich gegenüber Wissenschaftsadministrationen zu behaupten, die eher auf zeitlich und thematisch eng begrenzte Projekte mit vorhersehbaren Ergebnissen setzen. Ich habe zu diesem Thema vor einigen Monaten, zusammen mit Daniela Kneißl von der Humboldt-Stiftung, ein Editorial für die Zeitschrift *Angewandte Chemie* verfasst. Hunderte Kommentare, die wir aus aller Welt erhalten haben, belegen deutlich, dass Wissenschaftler in vielen Ländern mit denselben Problemen, derselben Kurzsichtigkeit zu kämpfen haben. Hier möchte ich Alexander von Humboldt zitieren, der für diese Zusammenhänge und Entwicklungen in der Einleitung seines Hauptwerkes KOSMOS warnende Worte fand:

„Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Teile des Nationalreichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maß ausgeteilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen industriellen Tätigkeit [...] zurückstehen, bei denen die Achtung vor einer solchen Tätigkeit nicht alle Klassen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande herabsinken“.

Und er fährt fort:

„Sie [die Völker und Staaten] werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in regem Wechselverkehr miteinander stehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärts schreiten.“

Man kann die Weitsicht nur bewundern, die Humboldts Denken Mitte des 19. Jahrhunderts auszeichnete. Und die Parallelen zur heutigen Zeit sind nicht zu übersehen: Zu Beginn des 21. Jahrhunderts werden Wissenschaft und Politik in erster Linie geprägt durch einen globalen Wettlauf um eben jenes Wissen. Die modernen und nach wie vor vornehmlich national organisierten Wissensgesellschaften stehen unter einem unerbittlichen internationalen Wettbewerbsdruck. Denn die Wissenschaft selbst ist *per se* international, sie ignoriert Grenzen, welcher Art auch immer, da neue Erkenntnisse grundsätzlich überall auf der Welt gewonnen werden können, wenn nur die Voraussetzungen gegeben sind. Somit kommt der Wissenschaft, den Wissenschaftlern, aber auch den Förderorganisationen eine herausragende Stellung bei der Wahrung von Wohlstand eines Landes wie auch von Frieden und Freiheit zu, denn die Wahl eines Ortes, wo junge begabte Menschen arbeiten möchten, wird eben nur durch die Randbedingungen bestimmt.

Der weltweite, oft gnadenlos hart ausgetragene Konkurrenzkampf um qualifizierte Wissenschaftler stellt für Deutschland schon heute ein Problem dar. Einerseits werden aufgrund der demographischen Entwicklung in absehbarer Zeit in einigen Fächern viel zu wenige Absolventen die Universitäten verlassen, andererseits haben deutsche Universitäten beim Wettlauf um Talente aus dem Ausland noch allzu oft das Nachsehen, einfach, weil viele unserer Universitäten international zu wenig sichtbar sind.

Die Förderung eines grenzüberschreitenden Austausches von Spitzenwissenschaftlern ist der bescheidene Versuch der Humboldt-Stiftung, Bedingungen zu schaffen, dass der wissenschaftliche Wettbewerb künftig nicht zwingend in einen erbarmungslosen Kampf um die besten Wissenschaftler umschlägt. Wir sollten uns stattdessen die Überlegung zu eigen machen, dass die Lösung drängender globaler Probleme unserer Zeit vermutlich nur durch eine Grenzen ignorierende Zusammenarbeit möglich sein dürfte.

Aber auch dann, wenn die Alexander von Humboldt-Stiftung den internationalen wissenschaftlichen Austausch fördert und wir unsere Stipendiaten ermuntern, in ihre Länder zurückzukehren, bleibt der befristete Aufenthalt junger Talente bei uns für die deutsche Forschungslandschaft selbst nicht folgenlos. Denn Humboldtianer bereichern unsere Institute, ihre Impulse für die Arbeit an den Gastinstituten sind intensiv und zahlreich, aus den Kooperationen entwickeln sich häufig langfristige Partnerschaften zwischen deutschen und ausländischen Instituten, Freundschaften wachsen, und Brücken in die Zukunft werden gebaut, die dann der nächsten Generation des wissenschaftlichen Nachwuchses die Zusammenarbeit erleichtern. Und in diesem Klima einer genuinen Partnerschaft gedeihen oft auch jene Ideen, ohne die anspruchsvolle Grundlagenforschung nicht auskommt, sie entstehen einfach, weil wir Freiräume schaffen, in denen Wissenschaftler selbstbestimmt entscheiden, wann sie worüber forschen möchten. Kein Projektplan mit engen Zeitskalen korsettiert sie, keine von einer übertriebenen Ökonomisierung bestimmten Zielvorgaben machen ihnen hinderliche Vorschriften. Das großzügige Gewähren von Freiräumen gehört zu unserem Verständnis von Personenförderung und erklärt vermutlich die Erfolge der Stiftung.

Aber auch der Fortschritt, den die verschiedenen Disziplinen selbst einfach durch die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Kulturkreisen machen, ist evident, auch wenn er sich mit Worten nur schwer ermessen lässt. Aber möchte jemand ernsthaft bezweifeln, dass in der interkulturellen Zusammenarbeit von Forschern nicht nur eine Herausforderung, sondern vor allem eine große Chance für eine global operierende Wissens- und Lerngemeinschaft liegt? Es ist doch die Verschränkung von verschiedenen Blickwinkeln, die durch wissenschaftliche Kooperationen erleichtert, wenn nicht überhaupt erst ermöglicht wird. Schon Alexander von Humboldt wusste dies, als er feststellte, dass der eigentliche Reichtum der Wissenschaft „nicht mehr die Fülle, sondern die Verkettung des Beobachteten ist“. Die Förderung der Mobilität von Wissenschaftlern oder die Pflege eines Netzwerkes sind also für uns kein Selbstzweck, sie stellen eine schlichte Notwendigkeit dar, wenn wir die Herausforderungen der Zukunft bewältigen möchten.

Aber da wir noch nicht in einer idealen Weltgemeinschaft leben und unsere Fördermittel öffentliche Gelder – vulgo: Steuergelder – sind, müssen wir als Förderorganisation originelle, kreative Maßnahmen ergreifen und noch größere Anstrengungen unternehmen, wenn wir den Anschluss an die Spitzengruppen nicht verlieren wollen. Dazu gehört beispielsweise der Versuch, in Zukunft ausländische Spitzenwissenschaftler längerfristig

an Einrichtungen in Deutschland zu binden. In Ergänzung zum Kerngeschäft der Stiftung, das in der Förderung von 1–2-jährigen Forschungsaufenthalten besteht, hat die Alexander von Humboldt-Stiftung deshalb vor vier Jahren die vom BMBF finanzierte Alexander von Humboldt-Proffessur geschaffen. Seither konnten 27 Persönlichkeiten unterschiedlichster Disziplinen aus dem Ausland auf Professuren an deutschen Hochschulen berufen werden. In Göttingen forscht seit 2010 Alec Wodtke als Alexander von Humboldt-Professor. Um ihn zu gewinnen, haben die Georg-August-Universität und das MPI für biophysikalische Chemie erfolgreich kooperiert. Er, Alec Wodtke, scheint sich bei Ihnen in Göttingen wohlfühlen.

Diese Humboldt-Professoren erhalten über einen Zeitraum von 5 Jahren ein Preisgeld von bis zu 5 Millionen Euro, um damit an Universitäten tragfähige Strukturen aufzubauen, um dort als Kristallisationskeime für Exzellenz in Lehre und Forschung zu wirken, oder um zu einer verbesserten internationalen Sichtbarkeit der Institution beizutragen – schlicht: Sie, die Humboldt-Professoren, sollen helfen, das Harnack-Prinzip einer personenbezogenen, großzügig und ausreichend alimentierten Förderung in den Universitäten wiederzubeleben! Die Alexander von Humboldt-Proffessur ist bereits jetzt eine Erfolgsgeschichte, eine Geschichte, die mehrere andere Länder mittlerweile erfolgreich kopieren! Und nicht zuletzt ist die Alexander von Humboldt-Proffessur der Beweis, dass Personenförderung sehr wohl und nachhaltig strukturverändernd wirken kann.

Im Mittelpunkt stehen für die Stiftung aber immer Persönlichkeiten, Individuen, die jene kostbare Fertigkeit besitzen, von der Humboldt in seinem Dankesbrief an Lichtenberg sprach, nämlich die Fertigkeit, Erkenntnisse zu gewinnen und Wahrheiten zu finden.

Herzlichen Dank!